

Verhaltensregeln freilich auf das klösterliche Vorbild zurückzuführen sind, entbehrt noch des Nachweises. Elena Taddei und Sabine Weiss betonen direkt und indirekt die prägende Kraft zweier Fürstinnen. Taddei beschäftigt sich mit der Bedeutung Anna Caterina Gonzagas für die „Italienisierung“ des Hofes, Weiß mit der über Claudia de' Medici vermittelten höfischen Kultur Florenz'. Mit Anna Caterina Gonzaga zu verbinden ist die materielle und kulturelle Ausrichtung des Hofes auf Italien. Die umfangreiche Untersuchung von Weiss geht in dieselbe Richtung und streicht sowohl die Vorbildhaftigkeit des Florentiner Hofes als auch die Rolle des Innsbrucker Hofes als kultureller Drehscheibe heraus, widmet sich aber kaum der Fürstin selbst.

Im letzten Abschnitt des Buches über „Adel, Region, Integration“ geht es in dem Beitrag von Michael A. Chisholm ganz allgemein um den Zusammenhang von Kommunikation und Macht am Beispiel der Auseinandersetzungen Erzherzog Ferdinands II. mit dem Fürstbischof von Trient und dem Tiroler Adel. Sein Ergebnis ließe sich dahingehend interpretieren, dass sich dieser regionale Adel in der Mitte des 16. Jahrhunderts in der Folge prominenter, kommunikativ nicht entschärfter Konflikte nicht am Innsbrucker, sondern am fürstbischöflichen Hof Trients fand und somit dem landesfürstlichen Hof fernblieb. Im engen Verbund mit Chisholms Untersuchung steht der Beitrag von Václav Bůžek über den böhmischen und mährischen Adel am Innsbrucker Hof. Und dieser Adel, nicht der Tiroler Adel, war es, dem Ferdinand als Statthalter von Böhmen eine intensive Integrationspolitik angedeihen ließ, dies v. a. nach dem Aufstand von 1547, und böhmisch-mährische Adelige zum einen an den Innsbrucker Hof zog, teils bestallt, teils als Gäste, zum anderen die Beziehungen nach Böhmen weiterhin pflegte.

Entstanden ist ein interessanter, vielfältige Einblicke in das Innsbrucker höfische Leben gebender, anregender Band, der trotz konzeptioneller Schwächen einen festen Platz in der Bibliothek der Hof- und Residenzforschung verdient hat.

Jan Hirschbiegel

Barbara Hoffmann, Kriegsblinde in Österreich, 1914–1934

(Veröffentlichungen des Ludwig Boltzmann-Instituts für Kriegsfolgen-Forschung 9), Graz/Wien/Klagenfurt: Verein zur Förderung der Forschung von Folgen nach Konflikten und Kriegen 2006, 246 Seiten, 28 S/W-Abb.

Auf über 200 Seiten und in sechs Haupt- sowie knapp 60 Unterkapiteln erörtert Barbara Hoffmann ihr Thema: die Geschichte der österreichischen Kriegsblinden in den 20 Jahren vom Beginn des Ersten Weltkrieges bis

zur Errichtung des Ständestaates. In dieser ursprünglich an der Universität Innsbruck eingereichten und hier nun in Druckfassung vorliegenden Diplomarbeit will Hoffmann, wie sie eingangs formuliert, der Frage nachgehen, was Kriegsblindheit „wirtschaftlich, rechtlich, sozial, psychisch und physisch gesehen für die betroffenen Kriegsofopfer“ bedeutete (S. 16). Einem der Einleitung und Definitionsfragen gewidmeten ersten Kapitel folgt ein umfangreiches zweites, das sich im wesentlichen mit den Ursachen der Erblindungen im Krieg sowie der medizinischen Behandlung und weiteren Versorgung – vor allem der beruflichen Reintegration – der Erblindeten selbst beschäftigt. Drei kürzere Kapitel behandeln die zur Blindheit oft noch hinzukommenden (psychischen) Kriegsschäden, verschiedene Hilfsmittel zur Alltagsbewältigung (allen voran die Blindenführhunde, die im Ersten Weltkrieg erstmals eingesetzt wurden) sowie die Eheschließung von Kriegsblinden. Ein größeres Kapitel beschreibt im Anschluss die Versorgung der österreichischen Kriegsblinden nach Kriegsende; die einschlägigen Nachkriegsgesetze sind hier ebenso thematisiert wie diverse Maßnahmen, die der Staat auf diesem Sektor ergriff oder die von Seite der Interessensvertretungen initiiert wurden. Ein kleines Kapitel über Kriegsblinde in Tirol und ein Schlusskapitel runden die mit einigen Fotos, Aktenreproduktionen und Tabellen versehene Publikation ab.

Das Buch hat einen interessanten und bislang von der Geschichtswissenschaft vernachlässigten Gegenstand zum Inhalt, die Autorin – selbst Pressereferentin des Tiroler Blinden- und Sehbehinderten-Verbandes – ist außerordentlich bemüht und engagiert, doch die Lektüre hinterlässt den Leser, die Leserin unbefriedigt. Abgesehen von formalen Unzulänglichkeiten – wie sprachlicher Unschärfe, unbeholfenen Kapitelüberleitungen, unverbundenen Textpassagen und Wiederholungen – sind es vor allem Schwächen grundsätzlicher Art, die dieses Buch kennzeichnen: der Mangel an Fragestellungen, das Fehlen von Thesen und Interpretationsangeboten, der durchgängig im Faktischen bleibende Duktus, in dem historische Gegebenheiten beschrieben, aber weder analysiert noch interpretiert oder wenigstens allgemein charakterisiert werden, und die geringe Distanz der Autorin zu ihrem Untersuchungsgegenstand.

Man kann der Autorin nicht vorwerfen, dass sie für diese Arbeit zu wenig Quellen und Literatur herangezogen hätte, im Gegenteil: Die Arbeit verfügt über einen beachtlichen Fußnotenapparat. Und man muss ihr auch zugute halten, dass es über die österreichische Kriegsbeschädigtenfürsorge nach dem Ersten Weltkrieg – abgesehen von einigen Jubiläumsschriften der Kriegsofopferorganisationen, die nicht eigentlich wissenschaftlich genannt werden können – bislang keine Literatur gibt. Hoffmann kann sich also nur auf wenige Arbeiten stützen, um sich Hintergrundwissen zu ihrem Thema im engeren Sinn anzueignen. Das tut sie, indem sie die Arbeiten von Otto Jähnl¹, Brigitte

1 OTTO JÄHNL, Die österreichischen Kriegsblinden der beiden Weltkriege, Wien/Köln/Weimar 1994.

Biwald² und Christian Fornwagner³ ausgiebig zitiert. Ihr Blick, der ganz auf die österreichische Situation gerichtet ist, nimmt internationale Literatur, die es zum Thema Kriegsbeschädigtenfürsorge in Deutschland, Großbritannien und Frankreich durchaus gibt, nicht wahr. Deborah Cohen⁴ zum Beispiel wird zehn Seiten vor Schluss das erste Mal zitiert (S. 219), und auch da nur, um eine Zahlenangabe zu belegen. Dem Versuch der Autorin, die mangelhafte Literatursituation durch die Heranziehung von Archivmaterial auszugleichen, waren ebenfalls Grenzen gesetzt. Ein entsprechendes Aktenstudium ist in halbwegs angemessener Zeit tatsächlich nicht zu bewältigen, hinterließ doch allein die Sektion für Kriegsbeschädigtenfürsorge des Anfang 1918 neu gegründeten Ministeriums für soziale Fürsorge insgesamt 220 Kartons an Verwaltungsakten. Hoffmann konnte sich durch die Durchsicht der Akten des Jahres 1918 (gerade einmal neun Kartons) einen bescheidenen – wohl aber vor allem bruchstückhaften und zufälligen – Eindruck verschaffen. Interessant ist hingegen ein anderer Quellenbestand: Über Antragsakten konnte sie konkrete Fälle von Kriegsblindheit erheben.

Im Allgemeinen gewinnt man bei der Lektüre dieses Buches den Eindruck, dass die Autorin durch das Thema überfordert gewesen ist und sich in Details verliert. Die schwierige Literatur- und Quellenlage mag hierfür mit ein Grund gewesen sein. Doch es war wohl auch das Bedürfnis, alles Wissenswerte über Kriegsblinde zusammenzutragen, das eine Aneinanderreihung verschiedenster Details entstehen ließ, die für sich zum Teil sehr spannend, zum Teil aber historisch ganz irrelevant sind. So würde man etwa gern mehr über den jüdischen Reserveoffizier David Schapira erfahren, der als Kriegsblinder des Ersten Weltkriegs Jus studierte, den Holocaust überlebte und 1948–1950 Präsident der IKG Wien war (S. 118). Die schematische Abbildung des Auges hingegen bietet mehr biologischen, denn historischen Erkenntnisgewinn (S. 21). Generell stehen in dieser Arbeit relevante und nebensächliche Aspekte oft gleichrangig nebeneinander. Nie wird die Frage nach der Dimension einer historischen Begebenheit gestellt. Vieles, was interessant wäre, wie zum Beispiel die ungleiche Behandlung von Kriegs- und Zivilblinden, geht daher trotz mehrmaliger Erwähnung unter. Die Bedeutung der Kriegsofferorganisationen für die Mobilisierung von Kriegsbeschädigten wird gar nicht angesprochen.

Hoffmanns Studie enthält viele Zitate, doch sie alle haben den Charakter der Illustration und sind seltsam unverbunden in den Text eingebaut. So behauptet die Autorin etwa an einer Stelle, dass depressive Verstimmungen der Kriegsblinden unter anderem auch aus dem Mitleid resultieren würden, das

2 Brigitte BIWALD, *Von Helden und Krüppeln. Das österreichisch-ungarische Militärsanitätswesen im Ersten Weltkrieg*, Wien 2002.

3 Christian FORNWAGNER, *Leid lindern. Die Kriegsopferversorgung und -fürsorge im Bundesland Tirol seit dem Ersten Weltkrieg (1914–1993)*, Innsbruck 1993.

4 Deborah COHEN, *The War Come Home. Disabled Veterans in Britain and Germany, 1914–1939*, Berkeley/Los Angeles/London 2001.

sie auf sich zogen, und unterstützt diese Behauptung durch ein längeres Zitat eines (offenbar) zeitgenössischen Autors. Dieses Zitat belegt jedoch nur das Mitleid, von Depressionen ist nicht die Rede (S. 127). Ist es hier der falsche Einsatz einer Quelle, so ist an vielen anderen Stellen eine unreflektierte Nähe zum Archivmaterial spürbar.

Der mit Abstand erstaunlichste Aspekt des Themas ist aber wohl die Tatsache, dass die Zahl der österreichischen Kriegsblinden des Ersten Weltkriegs mit etwa 300 außerordentlich gering war. Trotz dieser – vor allem im Vergleich mit der bei schätzungsweise 160.000 liegenden Zahl der Kriegsbeschädigten insgesamt – verschwindenden Quantität wurde den Kriegsblinden eine unverhältnismäßig große Aufmerksamkeit zuteil. Gesellschaftlich erweckten sie das größte Mitleid, und auch in rechtlicher Hinsicht waren sie bevorzugt. Warum war das so? Die Autorin kann diese Frage nicht beantworten. Doch nicht das ist ihr vorzuhalten, sondern dass sie die Frage gar nicht wirklich stellt. Im Gegenteil, sie betont wiederholt, dass die Zahl der Kriegsblinden nie höher war als im Ersten Weltkrieg (S. 14, 61, 209), was sicher stimmt, denn grundsätzlich gilt: Nie war die Zahl der Kriegsbeschädigten je größer gewesen als in diesem Krieg. Doch nicht dieses Faktum ist relevant, sondern jenes, dass Kriegsblinde trotz der Kleinheit ihrer Gruppe soviel Zuwendung und Beachtung erfuhren. Dass Kriegsblinde privilegiert waren, zeigt unter anderem die Tatsache, dass sehr viele von ihnen – 200 von 300 (S. 114) – zusätzlich zu Grundrente und Hilflosenzuschuss mit einer Tabaktrafik – und damit einer sicheren Einkommensquelle – versorgt wurden (von einer solchen Versorgung konnten die übrigen Kriegsbeschädigten nur träumen). Diese doch sehr interessante Tatsache erwähnt Hoffmann allerdings erst in der Buchmitte, und da nur in einer Fußnote.

Es bleibt noch ein gravierender Fehler dieser Arbeit zu besprechen, der darin besteht, dass Hoffmann das zentrale Gesetz der Nachkriegszeit, das Invalidenentschädigungsgesetz von 1919, offenbar nicht richtig gelesen hat. Sie behauptet nämlich, dass dieses Gesetz zivile Kriegsbeschädigte – also Personen, die sich ihre Kriegsbeschädigung nicht als Soldaten, sondern als Zivilisten zugezogen hatten – nicht erfasst hätte (S. 49). Das stimmt nicht, und diese Behauptung ist umso verwunderlicher, als Hoffmann die einschlägige Gesetzespassage, in der „Zivilkriegsbeschädigte“ als Anspruchsberechtigte genannt werden, an anderer Stelle (S. 141) sogar selbst wörtlich zitiert (sie zieht jedoch auch hier die falschen Schlüsse). Etwas grotesk wird die Tatsache schließlich noch dadurch, dass die Autorin zwar in der Einleitung betont, in ihrer Studie „nur diejenigen Kriegsblinden, die von offizieller Seite diesen Status zugewiesen bekommen haben“, zu behandeln (S. 22), den von ihr fälschlicherweise nicht dieser Gruppe zugezählten Zivilkriegsblinden dann aber doch wieder ein eigenes Kapitel widmet. Die Begründung zeigt einmal mehr, dass es Hoffmann in erster Linie um das Aufspüren der Blinden ging:

„da auch Zivilisten vereinzelt im Ersten Weltkrieg ihr Augenlicht verloren haben, verdienen sie Erwähnung“ (S. 49), leitet sie das kurze, mit einigen Beispielen versehene Kapitel zu den „zivilen Kriegsblinden“ ein.

Hinzu kommen noch einige schlicht falsche Behauptungen und unscharfe Formulierungen – meist zum allgemeinen geschichtlichen Hintergrund: 1934 war nicht das „Ende der Ersten Republik“ (S. 16) und zwischen 1915 und 1918 konnten Kriegsblinde aus dem Burgenland keine Trafiken bekommen haben (S. 113), weil es das Burgenland noch gar nicht gab. Im Ersten Weltkrieg starb der Großteil der Soldaten nicht an Seuchen (S. 30), sondern im Gegenteil: Es war dies der erste Krieg, in dem *mehr* Soldaten durch unmittelbare Kriegsverletzungen als durch Krankheiten und Seuchen ums Leben kamen (das Zitat, mit dem Hoffmann diese Behauptung belegt, hält der Überprüfung übrigens nicht stand). Die Auflösung des Einheitsverbandes der Kriegsofper Österreichs im Jahr 1938 und seine Einverleibung in die Nationalsozialistische Kriegsofperversorgung als „Zusammenschluss“ zu bezeichnen (S. 165), zeugt schließlich auch von einem eher oberflächlichen Geschichtsverständnis.

Bedauerndswert an dieser mit sehr viel Rechercheaufwand erstellten Arbeit ist daher, dass man angesichts der auffallenden Fehler eine gewisse Skepsis entwickelt und an der Korrektheit der vielen interessanten Details zu zweifeln beginnt, sodass die Arbeit auch als Informationsquelle nur beschränkt zu gebrauchen ist. Mit einiger Umarbeitung hätte diese als universitäre Qualifikationsarbeit verfasste Studie vielleicht ein lohnendes Buch werden können. Dass dies unterblieb, die Veröffentlichung aber dennoch geschah, macht die Studie so angreifbar.

Verena Pawlowsky

Matthias Rettenwander, *Der Krieg als Seelsorge. Katholische Kirche und Volksfrömmigkeit in Tirol im Ersten Weltkrieg*

(*Tirol im Ersten Weltkrieg. Politik, Wirtschaft und Gesellschaft, Bd. 5*),
Innsbruck: Universitätsverlag Wagner 2005, 456 Seiten, zahlreiche Abb.

Welche Bedeutung hat Religion im Krieg? Und wie wirkt Krieg hinein in die Religion? Welchen Einfluss hat er auf die Glaubenspraxis der Menschen und auf deren Verhältnis zur Religion? Mit diesen Fragen, die in der heutigen Welt aktueller sind denn je, setzt sich Matthias Rettenwander in seiner regionalgeschichtlichen Studie zu Kirche und Frömmigkeit in Tirol im Ersten Weltkrieg auseinander.

Das Verhältnis von Krieg und Religion im Ersten Weltkrieg wurde von der Geschichtswissenschaft und der Kirchengeschichte lange Zeit vorrangig unter